

Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 31 (1923)

Heft: 8

Artikel: Die Wiederkehr des Schnupftabaks

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-546409>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Wiederkehr des Schnupftabaks.

Londoner Blätter berichten, daß die Sitte des Schnupfens unter den jungen Herren mehr und mehr wieder aufkommt, und es gehört geradezu zum guten Ton in den Klubs, sich aus eleganter Dose ein Präschen anzubieten. Auch bei uns greift in dieser Zeit, da das Rauchen immer unerschwinglicher wird, wohl mancher zur Schnupftabaksdose, bei der man immerhin nur geringere Mengen des braunen Krautes verbraucht, und zur Einbürgerung der Schnupfmode tragen wohl auch medizinische Verordnungen bei, da so mancher Arzt in dieser Zeit der Erkältungen eine Prise empfiehlt, bei der allerdings weniger Tabak, als vielmehr Kampfer, Mentol oder Eufalyptus in Frage kommen. Immerhin ist auch das erlösende Niesen, das durch den Schnupftabak hervorgerufen wird, bei einem Stöckchnupfen nicht zu verachten, und wenn frühere Verehrer dieser Sitte rühmten, das Schnupfen mache das Gehirn klar und tätig, erheitere die Stimmung und beruhige die Nerven, so könnten wir diese Segnungen heutzutage wohl brauchen, zumal der Schnupftabak auch als antiseptisches Mittel bei Influenzaepidemien eine gewisse Rolle spielen kann. Taucht so die Schnupftabaksdose wieder am Horizont unseres gesellschaftlichen Lebens auf, so ruft sie uns damit die Blütezeit des „Döschen“ im Zeitalter des Kokoko in die Erinnerung. Ist doch das Schnupfen die eigentliche Modesitte jener feinen Salonkultur, die im 18. Jahrhundert erblühte, und nicht nur Friedrich der Große oder Kant schnupften, sondern all die eleganten Stutzer und anmutigen Reifrockdamen, die uns aus den Bildern der Zeit noch heute so verführerisch anlächeln.

Der „Knafter“, den man seit dem 17. Jahrhundert aus der Pfeife rauchte, wurde mit feinem Qualm und Geruch im Salon nicht geduldet, und an seine Stelle trat „der edle

Staub“ des geliebten Nikotinkrautes, der rauchfreie Tabak, der Kappee. „Tabak, beliebte Kost der Nasen, Galanter Hände Zeitvertreib, Des Spötters Zorn mag immer rasen, Dich liebt und braucht manch artig Weib,“ so beginnt ein berühmtes „Lob des Schnupftabaks“, und wirklich waren die Schönen dem Döschen nicht weniger geneigt als die Herren. Die biedere „Pfalzgräfin“ Elisabeth Charlotte von Orleans berichtet uns in ihren Briefen, wie sich die Mode des Schnupfens zu Anfang des 18. Jahrhunderts am französischen Hofe einbürgerte. „Ich kann's nicht leiden, daß die Weiber Tabak nehmen,“ schrieb sie 1701. „Es ist aber nichts gemeiner jetzt; die Damen nehmen Tabak, daß es abscheulich ist. Die Herzogin d'Humiere, so eine schöne Frau ist, hat die Nase so voller Tabak, daß sie ganz durch die Nase redet, daß man sie kaum verstehen kann.“ Aber ihre Klagen konnten den Siegeslauf der Schnupftabaksdose nicht aufhalten. Sie wurde ein Zeichen der galanten Welt und bald ebenso von den Engländern wie von den Deutschen gefeiert. „Schnupftabak“, so heißt es schon um 1725 im Zedlerschen Universallexikon, „es wird aus Gewohnheit von jedermann, sogar von Weibern, genommen und eine Tabakdose zu den zu einer galanten Kleidung gehörigen Stücken gerechnet.“

Die feine Kleinkunst des Kokoko verlieh dem Tabaksdöschen einen reichen Schmuck, indem sie es in den zierlichsten Formen und mit den kokettsten Bildern ausstattete. Besonders das „artige und wohlgestaltete Frauenzimmer“ wurde auf den Dosen verewigt, und man nannte geradezu jede Darstellung holder Weiblichkeit ein Dosenstück. Für den Stutzer ist die Dose neben der Uhr und dem Stöckchen das unentbehrliche Werkzeug fürs elegante Auftreten, und es bildete sich gerade eine „Kunst, den Tabak zu nehmen,“ heraus,

über die wir gedruckte Anweisungen haben. So schuf der „Kappee“ galante Formen des Umganges: „Er zeigte Stuzers Artigkeiten, Der mit geschickter Hand ihn gibt und nimmt.“ Rabener läßt einen Stuzer klagen: „Ich bin nicht imstande, das geringste Urteil von Staats- und gelehrten Sachen, ja nicht einmal von einem Gedichte, zu fällen, weil ich keine Priße Tabak nehmen kann.“ Ebenso fein ausgebildet wie die Kunst des Schnupftabaknehmens war die Form, ihn andern anzubieten. Hier konnte man in der eleganten Verbeugung, in den diskreten Zurschaufstellen des Döschens den ganzen Zauber liebenswürdiger Gefälligkeit entfalten, und beim Schnupftabak wurde manch zartes Band geknüpft, wie es in einem Gedichte der Zeit heißt: „Limene nimmt mit frohen Blicken, Den edlen Staub bei andern wahr, Und reicht uns oft von freien Stücken, Ihr nettes Döschen wieder dar.“

Die Schnupftabakdose war das beliebteste Spielzeug der Kokofodame: „Mein Döschen ist mein Hauptvergnügen, Mein größter Staat und Zeitvertreib,“ wie eine Schöne in des Sperontes „Singer Muse an der Pleiße“ einen Hymnus auf den Schnupftabak beginnt. Mit dem Glanz des Kokos beginnt auch allmählich die Schönheit der Schnupftabakdose zu verbleichen. Die Empfindsamkeit wollte im leidenschaftlichen Ausströmen ihrer Gefühle nicht mehr durch diese prosaische „Kost der Nasen“ gestört sein, und so wird das Schnupfen zu einer häßlichen Angewohnheit, die z. B. der Musikus Müller in Schillers „Kabale und Liebe“ bei seiner Frau beschimpft. In der Biedermeierzeit ist die Schnupftabakdose das Vorrecht älterer gesetzter Herren, und in der Hand dieser behägigen Lebenskünstler hat sie sich erhalten als ein altmodisches Ding, das nunmehr wieder zu Ehren kommen soll.

«An den lieben Gott.»

Ein armer Teufel — so lesen wir in der „Thurgauer Zeitung“ — verfällt auf den Gedanken, an die höchste Instanz zu gelangen. Er schildert in bewegten Worten, wie schlecht es ihm gehe, wie die Mitmenschen nicht helfen und wie ihm mit 100 Franken für lange Zeit wieder geholfen wäre. Der Bettelbrief wurde „An den lb. Herrgott“ adressiert und mit 10 Rappen frankiert in den Briefkasten geworfen.

Die Post war artig genug, den Brief mit der seltsamen Adresse nicht als „unbestellbar“ zu betrachten. Sie übergab ihn der Regierung des Kantons Thurgau zu gutfindender Erledigung. Man machte dort den Brief an den Herrgott auf, las die bewegliche Klage und die fünf Herren Regierungsräte legten

aus dem eigenen Geldsäckel 50 Franken zusammen und ließen die Gabe dem armen Teufel zukommen.

Tags darauf kommt der Dank des Beschenkten. Adresse wieder „An den lieben Herrgott“. Denn der Mann glaubte fest (?), daß der Segen von oben gekommen sei. In dem Dankschreiben wurde aber der liebe Herrgott gebeten, das nächste mal die 100 Franken direkt und nicht durch die Vermittlung der Regierung an den Bittsteller gelangen zu lassen, denn die Regierung habe von der göttlichen Mandatsendung 50 Franken für sich behalten.

Diese reizende Geschichte soll sich tatsächlich kürzlich im Kanton Thurgau zuge tragen haben.